

Zum hundertsten Geburtstag Jakob Burckhardts

Autor(en): Arnold von Salis-Haegler

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1918

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/23948f7f-3fab-48f5-9ffe-c4cceda0b36f>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Zum hundertsten Geburtstag Jakob Burckhardt's.

(Erinnerungen eines alten Schülers.)

Von Arnold von Salis.

Am 25. Mai 1818 ist Jakob Burckhardt geboren. Auf seinen hundertsten Geburtstag sollte eine umfassende Biographie erscheinen, mit allseitiger Würdigung der wissenschaftlichen Leistungen und des weitreichenden persönlichen Einflusses des seltenen Mannes, auf welche viele mit Spannung warten. Inzwischen haben die unberechenbaren Wirren der Kriegszeit alle menschlichen Pläne so unsicher gemacht und in Frage gestellt, daß möglicherweise auch jenes angekündigte Werk bis zum 25. Mai 1918 nicht in der beabsichtigten Gestalt wird können vorgelegt werden.

Und doch möchte die Generation derer, welche Jakob Burckhardt noch persönlich gekannt und hochgeschätzt haben, an jenem Tage die charakteristische Erscheinung des verehrten Mannes sich vergegenwärtigen, wenn auch nur in einzelnen Zügen. Das mag es rechtfertigen, wenn einer, der bis zu Burckhardts Tod in persönlichem und schriftlichem Verkehr mit ihm gestanden hatte, aus treuem Gedächtnis und alten Notizen in dankbarer Pietät hier ein kleines Erinnerungsbild zu zeichnen versucht. Es wird freilich nichts wesentlich Neues bieten, sondern nur ergänzen, was schon durch Publikation von Briefwechseln und Reminiszenzen anderer bekannt geworden ist. Aber es wird immerhin ergänzen, bestätigen, wohl auch Einzelnes korrigieren können. Einer großzügigen Biographie, wie sie uns in Aussicht gestellt ist, wird damit nichts vorweggenommen; denn es handelt sich in diesen Zeilen um den Verkehr Burckhardts mit einem Ein-

zeln, für welchen in jener doch kaum eine Berücksichtigung möglich wäre.

Meine persönlichen Erinnerungen an Jakob Burdhardt reichen zurück bis ins Jahr 1864. Damals trat ich in die zweite Klasse des Basler Pädagogiums oder Ober-Gymnasiums, welches im obern Teil des Universitätsgebäudes am Rheinsprung untergebracht war. Wir wurden da, besonders in der zweiten und dritten Klasse, unterrichtet von Universitätslehrern, unter welchen Wilh. Wadernagel und Jakob Burdhardt als markanteste Charaktergestalten hervorragten. Der Unterricht an einer Gymnasialklasse war ihnen nicht weniger wichtig als ihre Tätigkeit an der Hochschule. Sie waren stets vollkommen vorbereitet für die Stunde, gaben immer ihr Bestes, mit hohem Ernst, behandelten uns nicht als unreife Jungen, sondern fast als Studenten, denen sie Interesse an der Sache zutrauten. Damit pflanzten sie denn auch solches und hoben uns unwillkürlich empor. Gerade die beiden Genannten waren jederzeit gerecht und unparteiisch, streng gegen alle „Zuberei“, doch nicht kleinlich pedantisch. Die Furcht vor ihnen war darum Ehrfurcht. Hörte Burdhardt z. B., daß während des Unterrichtes ein Schüler über die verkehrte Antwort eines anderen sich halblaut eine derbe Bemerkung erlaubte, so konnte er etwa sagen: „Aber N. N., welche Wohlredenheit!“ Das saß und genügte, um weiterhin Aehnliches zu verhindern. Oder als einst der Primus der Klasse von einem anderen Lehrer war auf die hintere Bank verbannt worden, „bis er besser höre“, weil derselbe den Anstifter eines Anfuges in der Pause und vor der Türe nicht nennen konnte, erkundigte sich Burdhardt in seiner nächsten Unterrichtsstunde nach dem Vorgang und gebot kurz: „N. N., kommen Sie hervor an Ihren alten Platz! In meinen Stunden sind Sie Primus!“ — Aber von partiischer Bevorzugung des Primus, welche Spitteler in seinen Erinnerungen an Jak. Burdhardt ihm vorwirft, werden andere kaum etwas bemerkt haben. Ebenso wenig von

seiner unbilligen Ueberschätzung eines „guten Schulfachs“. Er hielt allerdings sehr auf gründliche Kenntniss der alten Sprachen, aber nicht aus Pedanterie, sondern weil er darin eine Vorbedingung wahrer humanistischer Geistesbildung erkannte. Bloße Vielwisserei hat er nie überschätzt. Und die Ueberlastung der Schüler auf gewissen deutschen Gymnasien hat er stets bedauert und mißbilligt. Gesundheit und Geistesfrische erschienen ihm als unveräußerliche Grundlage aller dauernden Leistungsfähigkeit. Auch kann ich die Behauptung nicht gelten lassen, er habe mit seinem Unterricht nur auf gutes Bestehen des jährlichen Examens durch die Schüler hingearbeitet und habe auf dieses alles Gewicht gelegt. Das Gegentheil ist mir erinnerlich geblieben. Wenn einer das Examen uns nicht zu einem „hochnotpeinlichen Halsgericht“ machte, so war es Burdhardt, der allzu gut wußte, wie viel Zufälligkeiten dabei mitspielen können, und der darum beim Examinieren nie einschüchterte, sondern nach dem Grundsatz verfuhr: „Man muß zu erfahren suchen, was einer weiß und nicht was er nicht weiß!“ Versagte der Examinand auf einem Gebiet, so ritt er ihn nicht unbarmherzig tot auf demselben, sondern ging auf ein anderes Gebiet über und entlockte ihm hier irgend eine brauchbare Antwort.

Vollends unbegreiflich ist mir die geringschätzigere Aeußerung über Burdhardts kurze Diktate, welche uns statt eines gedruckten geschichtlichen Leitfadens dienen sollten und überdies vorgeschrieben waren. Seine Darstellung beschränkte sich keineswegs auf eine Wiederholung des darin Niedergelegten, sondern war eine reiche und lebensvolle Erzählung in prächtigem freiem Vortrag, ein wahrer Hochgenuß. Wenn er die kompliziertesten Genealogien eines fürstlichen Hauses, ohne sich irgend eines Hilfsmittels zu bedienen, auf die Wandtafel schrieb, imponierte uns sein phänomenales Gedächtnis. Seine Darstellung der geschichtlichen Vorgänge und Personen war überaus plastisch und reich an Poesie.

Einzelne besonders charakteristische Züge und Worte aus Quellschriften belebten das Ganze und blieben einem unvergeßlich. Sein Vortrag war voll innerer Bewegung, bis zu spürbarer Ergriffenheit und Feierlichkeit. Er dozierte uns die Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit, und schon als Schüler pflegten manche von uns auch seine öffentlichen Vorträge in der Aula des Museums vor gemischter Zuhörerschaft mit Eifer zu besuchen.

Seine ganze Erscheinung, Redeweise, Haltung und Gebärde, alles an ihm wurde einem lieb. In früheren Jahren soll er auf seine äußere Erscheinung einigermaßen Wert gelegt, das Haar länger getragen und bei öffentlichen Vorträgen sich etwas „drapiert“ haben durch malerisch umgeworfenen Mantel. Ich sehe ihn nie anders vor mir, als mit ganz kurz geschnittenem Haar, einen charakteristischen Graukopf, mit kräftig gebogener Nase, grauem Schnurrbart, den Hals frei und bloß, in weitem umgelegtem Hemdkragen, mit ausgiebigem schwarzem Halstuch, dessen beide Endzipfel er gerne während der Rede zurechtstieß. Er war im Profil leicht kenntlich zu zeichnen, und wir machten uns ein Vergnügen daraus, ihn so in unsere Hefte zu skizzieren. Er trug schwarzen Filzhut, kurze Jacke, weite, bequeme Beinkleider. Den Ueberzieher warf er gewöhnlich nur über die Schultern und hielt dessen untere Enden mit der einen Hand zusammen. Brauchte er für kunsthistorische Vorträge an der Hochschule Bilder zum „Anschauungsunterricht“, so mußte er sich solche selber beschaffen. Bevor es die neueren schönen Reproduktionen von Kunstdenkmälern und Bildern gab, mußte er sich behelfen mit eigenen Zeichnungen, alten Stichen und Drucken, die er sammelte und in einer Mappe, gelegentlich von größtem Format, selber unter dem Arme durch die Gassen nach dem Hörsaal trug. Alt-Rektor F. Burdhardt hat ihn in seinen späteren Jahren auf einem solchen Gange in einem köstlichen kleinen photographischen Bilde festgehalten.

In Schul- oder Hörsaal eintretend, rollte er seinen Ueberzieher zusammen, legte ihn auf den Sitz des Ratheders, stellte sich diesem zur Seite, lehnte sich etwa leicht an ihn, hielt gern das zusammengeballte weiße Taschentuch in der einen Hand, wischte sich damit gelegentlich den Schnurrbart aus den Mundwinkeln, räusperte sich die Stimme klar, und dann sprach er, stehend und völlig frei, auch wohl einige Schritte gehend, im Ton zwangloser Erzählung und Unterhaltung, nie laut oder mit rednerischem Pathos. Er stieß etwa mit der Zunge leise an, konnte kein scharfes S sagen, hatte gelegentlich etwas wie ein leichtes Stottern oder Stocken, bis er nach solchem Anlauf das gewollte Wort hervorbrachte und dann durchaus fließend fortfuhr. Unwillkürlich ahmte man das nach, wenn man einander eines seiner Ditta erzählte. Aber nicht übelwollend, sondern harmlos. Das war eben „unser Röbi“, wie das zärtliche Diminutiv von Jakob ihn bezeichnete.

Im Frühjahr 1866 bezog ich die Universität als stud. theol. Damals war Basel noch nicht dem „Theologischen Konkordat“ unter mehreren deutschsprachigen Kantonen der Schweiz beigetreten, und bestand für uns noch nicht die Einrichtung einer ersten, propädeutischen, und einer zweiten, theologischen, Prüfung. Wir Theologen pflegten daher nicht nur theologische Vorlesungen zu hören auf ein Examen hin, sondern bis ans Ende unserer Studienzeit auch andere Kollegia zu besuchen, insbesondere bei den Professoren Steffensen, Wackernagel und Jak. Burckhardt. Was das eigentliche Fachstudium dabei etwa einbüßen mochte, kam wohl der allgemeinen geistigen Ausbildung zugute. In jedem meiner Basler Semester hörte ich selbstverständlich auch bei Jak. Burckhardt: Die Kultur des Mittelalters, Geschichte der neueren Zeit seit Ende des 15. Jahrhunderts, Geschichte des Revolutionszeitalters, Aesthetik der Architektur, Uebersicht der Malerei und noch unmittelbar vor meiner theologischen Prüfung „Ueber das Studium der Geschichte“.

Das letztgenannte Kolleg, 1905 von Jak. Deri herausgegeben unter dem Titel „Weltgeschichtliche Betrachtungen“, las damals (1870/71) Burdhardt zum ersten Male, einständig und publice. Und da ihm die Zeit knapp ausreichte, behandelte er das Kapitel über „Die historische Größe“ in drei öffentlichen Vorträgen in der Aula des Museums. Dort war ein Nachschreiben nicht tunlich, und da mich's besonders fesselte, und ich mein Heft möglichst vollständig haben wollte, schrieb ich zu Hause unmittelbar nach dem Vortrag das Gehörte aus dem Gedächtnis nieder. Als Burdhardt das vernahm, sagte er mir: „So? Das haben Sie getan? Nun sollen Sie aber auch mein Heft haben!“ und er vertraute mir dieses an in liebenswürdigster Weise. Ich konnte mich daher aufs Zuverlässigste davon überzeugen, wie er seine Kollegien auszuarbeiten pflegte.

In einer Mappe, auf losen, nur einseitig beschriebenen Folioblättern war in schöner deutscher Reinschrift das ganze sorgfältig, sozusagen druckfertig niedergeschrieben. Eine Einlage auf Oktavblättchen enthielt ein fürs Memorieren bestimmtes, vielfach unterstrichenes, andeutendes Excerpt. Seine Vorlesungen hielt er stets abends von 4 bis 5 Uhr. Den Vormittag verwendete er größtenteils zum Memorieren. Nach dem Nachtessen arbeitete er grundsätzlich selten.

Sein „freier Vortrag“ war demnach keineswegs ein so müheloses Erzählen aus dem Stegreif, wie es erscheinen konnte und wohl auch sollte, sondern eine mit größter Gewissenhaftigkeit erworbene und gepflegte Kunst. Er betrachtete eben nicht das Bücherschreiben als die Hauptsache und wesentliche Aufgabe des akademischen Lehrers, sondern den Vortrag, und glaubte seinen Hörern schuldig zu sein, ihnen sein Bestes zu bieten. Ich kann mir denken, daß, die ihn gehört, ihn noch weniger vergessen werden, als die nur seine Bücher gelesen haben.

Was einem Jak. Burdhardt zu der eindrucksvollen einzigartigen Persönlichkeit machte, war die starke, vielseitige

geistige Anregung, welche von ihm ausging, ob er in der Schule oder im Kolleg dozierte, in der Aula vor gemischtem Publikum Vortrag hielt, oder in persönlichem Umgang mit einem verkehrte.

Schon sein Geschichtsunterricht war nicht bloß eine Darstellung der urkundenmäßig-politischen Vorgänge, sondern hob alles menschlich Interessante und Bedeutende hervor mit lebensvoller Plastik und künstlerischer Gestaltung: einzelne Charaktere, dramatisch-bewegte Szenen, komische und tragische Situationen und Vorgänge, bezeichnende Zitate aus originalen Quellschriften und Memoiren. Alles gewann fesselndes Leben. Auf jugendliche, idealgerichtete Gemüther wirkte sein deutlich-spürbarer Widerwille gegen alles Unlauter-Gewalttätige, gegen „die Macht, welche immerdar böse ist“, seine Vorliebe für alle sittliche Größe und Hoheit, antiken Heroismus und Lebenshingabe, wie christliche Güte und Selbstlosigkeit. Napoleon I. war ihm darum eine „unheimliche Größe“, ebenso ein Cromwell, der nach harter Bluttat im Parlament ein Gesangbuch aus der Tasche zog und anstimmte: „Herr Gott, wir loben dich.“ Während er dagegen mit sichtlich ergriffener Stimme reden konnte von einem französischen Edelmann, der vor seiner Guillotiniere in einem Abschiedsbrief an seine junge Gattin ihr den Wunsch ans Herz legte, sie möchte in einer zweiten Ehe wieder ein volles Glück finden. Burckhardt liebte es, mit irgend einer derartigen eindrucksvollen Wendung die einzelne Vorlesung genau mit dem Stundenschlag abzuschließen und den Hörersaal zu verlassen.

Seine populären öffentlichen Vorträge in der Aula oder im Bernoullianum behandelten Themata der verschiedensten Art, geschichtlichen, kulturgeschichtlichen, ästhetischen Charakters. Wer überhaupt für Geistesbildung Sinn und Empfänglichkeit hatte, drängte sich herzu. Es war ein Ereignis für Basel, wenn Jak. Burckhardt sich hören ließ. Schon inhaltlich war sein Repertoire außerordentlich viel-

seitig, unerschöpflich. Ein Blick in ein Verzeichnis seiner Vorträge wird einen Begriff davon geben. Seine Freude an allem Schönen quoll dahin als ein mächtiger Strom, riß alle mit, in einer Diktion, welche jeden seiner Vorträge selbst wieder zu einem Kunstwerk machte.

Wenn die Universität, welche damals noch selten über hundert Immatrikulierte zählte, mehr und mehr in den weitesten Schichten der Bevölkerung als ein Gut angesehen wurde, das man sich, trotz den für eine einzelne Stadt damit verbundenen großen Opfern, nicht dürfe nehmen lassen, — etwa durch Einrichtung einer zentralen „Eidgenössischen Hochschule“, — so war die Ueberzeugung großenteils eine Folge der allgemeinen Hochschätzung dessen, was Professor J. Burchardt eben darbot.

Sein persönlicher Umgang vollends wird allen, welche desselben gewürdigt wurden, und ihre Zahl war nicht klein, unvergeßlich bleiben; die Anspruchslosigkeit seines Junggesellenheims, und der geistige Reichtum, welchem man da begegnete in einer Unterhaltung, aus der man stets Anregung zum Nachdenken mitnahm.

Als Schüler besuchte ich ihn noch auf seinem Zimmer im jehigen „Bernerhof“ oder „Parkhotel“, Ecke Elisabethenstrasse und Wallstrasse-Anlage, in dem damals um ein Stockwerk niedrigeren Gasthof „zum Falken“, während meiner akademischen Studienjahre im zweiten Stock des Bäderhauses Albanvorstadt 64. Sein geräumiges Studierzimmer, das man über steiler und dunkler Treppe erreichte, hatte, der Eingangstüre gegenüber, zwei vorhanglose Fenster, mit bescheidener Fernsicht über ein niedriges Dach jenseits der Strasse hinweg und an einem hohen Schornsteinrohr vorbei nach dem fernen badischen Blauen und der vorgelagerten Hügelreihe des Markgrafenlandes. Zwischen den beiden Fenstern stand eine Kommode und darüber ein Bücherschrank, welcher enthielt, was er gerade zur Hand haben wollte. Neben dem Fenster rechts, an der Seitenwand, sein Schreib-

tisch, darauf in der Regel ein mit leichten Zigarren gefüllter Becher. Ueber dem Schreibtisch hingen zwei Kupferstiche, Stadtbilder Roms. Auf dem Strohsessel vor dem Schreibtisch lag ein grüner Flanellappen als „Hosenschoner“. Zwischen Schreibtisch und Türwand ein Lehnstuhl. An der Türwand über einem Klavier ein ovales kleines Oelbild, Früchtestück, und eine Photographie von Burdhardts Vater, Antistes Jaf. Burdhardt. In der Ecke zur zweiten Seitenwand ein weißer Kachelofen. Neben dem Fenster links ein kleines Sopha oder, richtiger gesagt, eine Kiste mit Sitz-, Rücken- und Kopfkissen. Davor ein kleiner tannener braunlackirter rechteckiger Tisch.

Das war die ganze Ausstattung des Raumes, welchen der Mann bewohnte, der so feines Verstandnis besaß auch für die Schönheit stilvoller Räumlichkeiten!

Ein hinteres Zimmer enthielt seine Bibliothek, ein anderes, als Schlafgemach, seine tannene, grüngestrichene Schlafstatt; eine nicht mehr benützte Küche diente ihm als Flaschenkeller für seinen Vorrat eines ehrlichen Rotweines „Château-Neuf du Pape“. — „Wenn man anfängt, in Wein und Zigarren verschleckt zu werden, so hört es nimmer auf!“ pflegte er zu sagen, zur Begründung seiner bescheidenen Bedürfnisse. Fernerstehende könnten aus den zahlreichen Stellen in gedruckten Briefen an Bekannte, in denen er einen „guten Tropfen“ rühmt, ganz falsche Schlüsse ziehen. Wer ihn kannte, weiß, daß er durchaus mäßig war; doch wußte er mit seinem geliebten Hebel „e fraidig Stündli“ zu schätzen.

Erst in seinen späteren Jahren, als gewisse Altersbeschwerden sich ankündigten, verstand er sich dazu, auf Drängen seiner Geschwister etwas bequemer zu wohnen und sich einzurichten in Nr. 6 am Meschengraben.

Zu kurzem Besuch empfing er einen am liebsten nach Mittag, etwa um halb zwei Uhr. Das auf ein Tischchen vor seiner Zimmertür gestellte leere Kaffeegeschirr war das Merk-

mal, daß er zu sprechen sei. Er pflegte nach Tisch auf jenem „Sopha“ in der Fensterede ein Viertelstündchen zu schlummern und dann zu seiner Erquickung etwas zu lesen, etwa Jahns Mozart, Mörises Gedichte, Memoiren usw. Er empfing einen mit natürlichster Freundlichkeit, meist in seiner leichten Zwilchbluse; wenn die Temperatur es irgendwie erlaubte, bei offenem Fenster. Kam man ihm ungelegen, so sagte er es offen. Hieß er einen willkommen, so war man es tatsächlich und fühlte sich bei ihm wohl. Beim Abschied geleitete er jüngere Leute bis zur Zimmertür, ältere und „ehrwürdigere“ bis zur Treppe oder gar bis zur Haustüre. Zu wichtigeren Besprechungen wurde man von ihm etwa auf den späteren Abend bestellt; da er nach dem Nachessen in der Regel nicht mehr arbeitete, sondern sich gern frei hielt, zum Besuch des Theaters, oder einer Wein- oder Bierstube und nachher wohl noch zu einem Stündchen an seinem Klavier.

Bei solchen zwanglosen Zusammenkünften mit ihm sprühten dann seine geistvollen Bemerkungen, über Tagesereignisse wie über Fragen allgemeiner Natur, über Vorgänge und Personen, welche der Vergangenheit angehörten, über Kunst und Künstler, über ältere Schriften und neuere literarische Erscheinungen; ein buntes Feuerwerk.

Oft Eingebungen momentaner Stimmung und Erregung, aus denen man nicht immer Schlüsse ziehen durfte auf sein definitives Urteil über eine Sache, denn er konnte sich zu anderer Zeit sehr wohl in ganz abweichendem Sinne äußern. Lebhaft und impulsiv Naturen bestehen ja nicht aus lauter Konsequenz. Auch bediente er sich im Gespräch des Dialektes und darum gelegentlich anschaulicher, aber derber Ausdrücke, welche er nicht gebraucht hätte, wenn er hätte denken müssen, daß sie weitergetragen würden. Darum wird man bei wirklicher Pietät gegen ihn vorsichtig und zurückhaltend sein müssen in Reproduktion seiner Aeußerungen, so sehr, daß man zuweilen sich sogar wird besinnen müssen,

so seine Aufforderung: „Sagen Sie das nur jedermann, der es wissen will!“ nicht ungefähr bedeutete: „Sagen Sie's ja niemandem!“ Denn er war stets bemüht, nirgends anzustoßen, und darum so vorsichtig, daß wir Studenten etwa seine „Erasmische Heugstlichkeit“ bedauerten.

Seine Scheu vor Kritik ließ ihn nur wenig Eigenes veröffentlichten. Und wenn er in vertraulichen Gesprächen oder Briefen sich rückhaltlos äußerte, so zählte er eben darauf, daß es im Verborgenen bleibe; wie er selber zu zerstören pflegte, was etwa von fremdem Nachlaß in seinem Besitze sich vorfand. Er konnte mit Ingrimm und Hohn sich auslassen über Literaten, welche allen unbedeutenden Quark, jedes intime Zettelchen eines berühmten Mannes edieren und kommentieren, mit geringer Mühe ganze Bände zusammenschmierern zu einer Dissertation oder sogenannten „wissenschaftlichen Arbeit“, während ihnen zu einer respektablen eigenen Leistung das Zeug fehle.

Danach läßt sich denken, daß er auch diejenigen, welchen er gewogen war, vor wehtuender Kritik zu schützen sich bemühte und daß er, was sie ihm etwa von eigenen literarischen Arbeiten vorlegten, streng und unnachsichtlich beurteilte. Er konnte zwar auch Einzelnes loben und etwa sagen: „Das ist gut und wird Ihnen eigen bleiben!“ Wo er dagegen meinte, auch nur eine entfernte Reminiszenz zu finden an etwas schon Dagewesenes, Fremdes, bemerkte er kurz: „Das muß weg! Es darf etwas ewig schön sein, nur nicht zweimal schön!“

Wohl brachte er den dramatischen Versuchen, die mich damals beschäftigten, allezeit ein freundliches Interesse entgegen; waren sie doch zum guten Teil unter dem frischen Eindruck seiner kraftvollen Geschichtsdarstellung entstanden. Auch ließ er es sich nicht verdrießen, die Sachen nach Form und Inhalt bis ins Einzelne mit mir durchzusprechen. Doch dringend mahnte er, nichts drucken zu lassen, was nicht allen Anforderungen an ein Kunstwerk genüge. Dilettantismus möge überall berechtigt sein, nur nicht in der Kunst. „Hören

Sie nicht auf die, welche Sie lieb haben! Ich muß Ihnen gegenüber das kälteste Publikum vertreten!"

Für die meist negative Kritik Burdhardts, welche von Einzelnen als tyrannische Vergewaltigung empfunden und gedeutet wurde, gibt es m. E. eine viel harmlosere Erklärung. Er selber war eben im Grunde eine produktive Künstlernatur, gestaltete daher einen künstlerischen Vorwurf, der ihm aus der Arbeit eines andern entgegentrat, unwillkürlich sofort in seiner Phantasie zu einer selbständigen eigenen Schöpfung und mutete dem Beurteilten nun zu, seine Arbeit darnach abzuändern, in lauterster Wohlmeintheit. Der Kritisierte aber konnte das ihm Vorgeschlagene sich nicht wohl aneignen, weil es ihm als etwas Neues und Fremdes erschien, nicht mehr als sein Eigenes. Er verzichtete dann lieber auf die ihm empfohlene Verbesserung seines Projektes, um nicht sich selber aufzugeben. So wirkte Burdhardt etwa durch seine zweifellos immer geistvolle Kritik in der Tat wider Willen nicht befruchtend, sondern lähmend auf unselfständigere, verärgernnd oder kränkend auf selbständigere produktive Naturen. Er selber mochte das wohl einsehen, doch nicht bedauern, noch unterlassen. Nicht aus Herrschsucht und Rechthaberei, sondern weil er auch wußte und gelegentlich selber sagte, daß wirkliche Kraft sich durchsetze, selbst aller Kritik entgegen. Geschah solches, der seinigen zum Trost, so war es ihm auch recht; kleinliche Empfindlichkeit lag ihm dann fern.

Von der Fülle der geistigen Anregung, welche man im persönlichen Umgang mit Jak. Burdhardt empfing, lassen sich nur einzelne, andeutende und unvollständige Beispiele nennen.

„Sie bleiben scheint's noch immer am Drama hängen, wie mir Ihre vorliegende Arbeit zeigt und Ihr häufiger Schauspielbesuch in Berlin?“ bemerkte er, als ich im Frühling 1869 ihm das Manuskript eines Trauerspiels „Eudoria“ zur Durchsicht übergab. „Ich will Ihnen nicht da-

wider sein. Aber Sie werden später selbst einsehen lernen, wie wenig man damit erreicht, und wie selbst die Besten eigentlich unbeachtet und ohne Einfluß bleiben. Wie muß z. B. Paul Heyse, der zu den geistreichsten Menschen gehört, alles, alles Mögliche anwenden, um sich auf der Bühne zu halten!" — Ungefähr ein Jahr später wiederholte er: „Das historische Drama ist jetzt deshalb so schwer zu halten, weil schwer zu produzieren. Es muß unabhängig sein von Kulturgeschichte und Politik; der Dramatiker müßte, wie Shakespeare, die historischen Ereignisse auf die Leidenschaft zurückführen dürfen, statt auf die Politik. Jetzt hat man aber nicht mehr jene göttliche Naivetät; da kommt jeder Schulbube und korrigiert den Dramatiker: so und so sei es in Wahrheit gewesen; er wisse es besser. Schiller verstand, eine glückliche Mitte zu halten. Sein Wallenstein ist ein wahres Wunder. Und der Plan zum „Warbeck“, vollends aber der zum „Demetrius"! Der letztere wäre der Gipfel von allem Dramatischen geworden. Es ist ein Unglück, daß Schiller so früh gestorben; er hätte ein eigentliches deutsches Drama geschaffen. Ihm macht's keiner nach. Aber wie hat er gearbeitet und studiert! Ich habe ordentlich Ehrfurcht vor ihm und Goethe bekommen aus ihrem Briefwechsel; wie die beiden sich oben zu erhalten und gegenseitig zu fördern suchten." — Als Dramatiker stellte Burckhardt Schiller entschieden über Goethe, tritt diesem das Heroische ab. „Goethes Helden sind nie Heroen, sondern durch Beschaffung aller möglichen Bildungselemente werden sie alle intellektuelle Größen, werden alle — Goethe. Wie ist doch Faust eine schwache Gestalt! Und erst noch unpsychologisch, daß ein Grethchen einen Mann, der so, wie Faust, mit allen Dämonen gekämpft, also aus dem Geleise heben sollte! — Die „Campagne in Frankreich" ist viel wichtiger und höher, als Goethes Dramen und Romane." — Unter den deutschen Dramatikern stellte Burckhardt obenan Schiller, dann Grillparzer, dann erst Goethe.

Bei Anlaß unserer Gespräche über das Drama machte mich Burckhardt besonders aufmerksam auf Calderon, der uns wenig bekannt war. Ich warf mich mit Eifer auf dessen Studium, excerpierte ihn sogar zum Teil, wie auch Shakespeare, um mich genauer zu unterrichten über ihr Kompositions- und Dispositionsverfahren. Das gab uns öfters Stoff zur Unterhaltung, und Burckhardt zu manchen kostbaren Bemerkungen:

„Shakespeare zu excerpiieren nützt nicht viel. Man kann da zwar lernen für die Behandlung der Charaktere, auch für die Anlage und die Verwicklung der Handlung; aber nicht so für das eigentlich Theatralische. Er ist zu frei im Wechsel der Szene. Calderon wahrn dagegen mehr eine gewisse Einheit des Ortes.“ Meine Frage, ob die große Aehnlichkeit beider in Erfindung der Situationen, in der Diktion des Dialoges u. dgl. nicht darauf hindeute, daß einer den andern gekannt habe, verneinte Burckhardt entschieden. Das alles erkläre sich aus der Aehnlichkeit des spanischen und des englischen Publikums, für welche die beiden schrieben; das höhere, gebildete Publikum befriedigten sie mit den feinen, schönen Szenen, den Pöbel mit den komischen Intermezzi, welche uns nun allerdings oft kritisch-bedenklich erscheinen, weil zuweilen beinahe trivial, unmittelbar auf glänzende und ergreifende Szenen folgend. Aber ob die naive Zeit, der sie gefielen, oder unsere, der sie bedenklich vorkommen, Recht habe, sei eine andere Frage. „Tatsache ist, daß wir in eine andere Anschauung und Stimmungs-Atmosphäre hineingeboren werden.“ „Shakespeare ist viel feiner und tiefer in der Charakterdarstellung; bei Calderon, besonders in seiner „Andacht zum Kreuz“, sind die Charaktere oberflächlicher und gleichmäßiger, gleich vehement. Ueberhaupt tragen die Calderonschen Stücke mehr eine gewisse Grundstimmung und Grundfärbung an sich, der dann alle Gestalten eingefügt und untergeordnet werden. Bei der „Andacht zum Kreuz“ ist die Grundstimmung die einer Be-

leuchtung von scharf-rothem Gewölk einerseits und wieder von dunkelschwarzen Wolkenhaufen. Dagegen macht mir „Der standhafte Prinz“ immer den Eindruck einer prächtigen untergehenden Sonne. Bei Calderon ist mehr Totalstimmung; bei Shakespeare mehr Einzelzeichnung.“ Den standhaften Prinzen hielt Burckhardt für die glänzendste Schöpfung Calderons: „Es ist, als wenn er da sein Bestes und Heiligstes konzentriert hätte. Der Charakter des Helden verklärt sich immer mehr vor den Augen des Zuschauers, und aus seinem Sarge strömt zulezt ein allbewältigender Duft aus.“ — Ein besonderes Lob wurde auch der Kerkerzene im „Wundertätigen Magus“: „Sie ist nicht lang, ohne große Reden und viele Worte; aber die Situation selber ist so gewaltig, wie deren unsere neueren Dramatiker keine mehr hinstellen. Dieses Kaliber wird nicht mehr gegossen. Schiller streifte bisweilen an Aehnliches an.“

Als einst die Rede war von Calderons Freiheit von Lascivitäten, im Unterschied von Shakespeare, bemerkte Burckhardt: „Das liegt in der Natur des Spaniers, eine gewisse Noblesse. Und das ist wohl zum Theil von der Inquisition herzuleiten, welche diesem Volk einen ernststen Charakter aufprägte, demgemäß es sich immer, trotz allen herben Schlägen, als die erste Nation fühlte. Denn die Dinge sind nicht zu taxieren nach dem, was sie wirklich sind, sondern wofür man sie hält. Calderon selber war Familiaris der Inquisition und ist ein leuchtendes Beispiel dafür, wie Menschen von höchstem Genie in eine falsche Richtung durchaus können mit ganzer Ueberzeugung hineingekeilt sein. Ich zweifle nicht daran, daß Don Pedro Calderon della Barca, wenn er unter uns lebte, manch harten Strauß mit uns hätte und uns oft sehr unlieb wäre. Die noble Reinheit der Spanier fällt ganz besonders auf beim Vergleich mit den Italienern, wo das Unglaublichste geleistet wird in Zoten und Rebellionen gegen Staat, Religion und Sitte.“

Aus der Fülle von Burckhardts gelegentlichen Be-

merkungen über Dichter und Dichtungen ist mir besonders eindrucklich geblieben, mit welcher Wärme er von E. d. Mörike sprach. Es war an einem köstlichen Abend auf seinem Zimmer, nachdem ich auf seine Einladung mit ihm gespeist hatte, am 1. Dezember 1870, als er, zum Teil wohl unter dem Eindruck des Krieges und veranlaßt durch meine Tübinger Erinnerungen, Mörike zitierte. Er wunderte sich darüber, daß derselbe bei uns nicht besser bekannt sei, obgleich er entschieden einer der bedeutendsten, wenn nicht geradezu der erste Dichter der Neuzeit sei. Dann las er einige seiner schönsten und bezeichnendsten Dichtungen vor, u. a. „Das Märlein vom sichern Mann“, und flocht seine Bemerkungen ein: „So etwas wird nun in Deutschland unmöglich werden. Man kann nicht ein kulturell bedeutendes Volk sein wollen und zugleich politisch bedeutend. Deutschland hat jetzt die Politik zu seinem Prinzip gemacht, es wird's nun tragen müssen. O wie werden den gelehrten Herren, die jetzt diesem Preußentum zujubeln, wie werden ihnen einst die Augen aufgehen, wenn sie sehen müssen, welche Geistesverödung Deutschlands vom Jahr 1870 an datiert! An den Universitäten wird ein Gejage werden, schnell fertig zu werden, dann ein Jahr Dienstzeit abzutun, und weiter — nichts mehr. Die Atmosphäre verschwindet durchaus, in welcher allein noch solche Geistesprodukte entstehen können, solche Gemüter gedeihen, wie Mörike, urschwäbisch! Aber man schraubt den armen Schwaben ihr Herz aus dem Leibe durch den Beitritt zum Nordbund. Wo wird noch die köstliche Muse bleiben, welche notwendig ist, um etwas hervorzubringen, wie diesen „sichern Mann“, der doch so vielen Freude machen muß? — Es ist der schönste, lieblichste Unsinn. Jeden Augenblick hat der Verfasser aber die Fähigkeit, in großartigen Ernst überzugehen; so z. B. beim Schildern der Heldenschatten in der Unterwelt. — Und jene Lieder: „Abschied“, — „Wo bleibt der vierte Reisende?“, — oder: „Ach, nur einmal noch im Leben“; — oder Worte wie die: „Drum, das ist der wahr-

haftige Kukuk!“ usw. Dergleichen ist der besten Zeit eines Goethe würdig. Sehen Sie, das ist Kunst, die aus dem kleinsten Motiv, aus Nichts etwas Herrliches macht. O, wie müht sich dagegen ein Gottschall ab mit allem Pathos und bringt nichts derartiges zustande. — Aber, daß der Mörke nicht bekannter ist! Freilich, ich sollte mich eigentlich nicht darüber wundern, er ist zu gut, zu tüchtig, um bekannt zu werden. Gewöhnliche Philister können ihn nicht genießen; um etwas von ihm zu haben“, — und dabei wurden Burdhardt die Augen feucht, — „muß man schon vieles erfahren und gelitten haben. Der Aesthetiker Vischer wollte einst Mörke zur Politik hinüberziehen; als wenn er dazu nicht tausendmal zu gut wäre!“

An dieser Stelle mag auch erwähnt sein, was ihm, der Glück, Haydn, Beethoven, Mozart liebte, R i c h. W a g n e r ungenießbar machte. „Da“, sagte er, indem er auf Jahns „Mozart“ deutete, den er eben durchblätterte, „es ist doch recht, daß wir von Mozart selbst einen Ausdruck haben, wonach er bezeugt: Die Melodie ist das Wesen der Musik; wonach er einen, der Melodien erfindet, vergleicht mit einem edlen Rassepferd, die elenden Kontrapunktisten dagegen mit elenden Mietsgäulen. Und Wagner ist nicht einmal ein Kontrapunktist. Denn diese wollen Melodien; doch ohne Rücksicht auf ihre Schönheit bauen sie dieselben auf theoretischen Gesetzen auf. Wagner aber arbeitet willkürlich aus seinem eigenen verwirrten Gehirn heraus. Und was ihn charakterisiert, ist, daß er über die, welche er am meisten benützt, nachher schimpft und loszieht, z. B. über Weber. So ein Mensch ist er; gar kein Genie; die schöpferische Kraft geht ihm vollkommen ab; was er macht, ist überall zusammengerafft. Mit neuer Instrumentation, eingelegten Akkorden, harmonischen Verbindungen und dergl. blendet er, macht einem was Farbigen vor, fährt einem plötzlich mit einem Licht an den Augen vorbei, und dann — wird's wieder Nacht. Das ist aber keine Kunst; das sind Kniffe.“

Einer ähnlichen Auffassung von „Kunst“ entsprang auch Burckhardts Urteil über Kaulbach: „Er ist ein Mensch von großartigem Schönheitsfönn und hoher Begabung; aber er malt nicht aus innerem Drang, sondern nur, weil er darauf rechnet, daß es gefallen müsse. So ist er eigentlich bloß Illustrator. Das ist nicht Kunst, hat keinen Anspruch auf ewiges Bestehen; der Gegenstand des öffentlichen Wohlgefollens ist den Veränderungen des Zeitgeistes unterworfen; was dagegen aus innerem Drange hervorgegangen, ist ewig.“

Darum stand ihm A. Böcklin so hoch. Trotz der Spannung, welche damals zwischen den beiden war, so daß er nur selten und mit Zurückhaltung von jenem sprach, hörte ich von Burckhardt nur anerkennende kurze Äußerungen, wie: „Alles, was lebhaft und lebenswarm ist, mahnt einen an Rubens“, oder: „Die Kraft ist es, die sich Bahn schafft, und der Artikel ist heutzutage selten.“

Als ich aber einst bei Goethe („Für junge Dichter“) als Kriterium für wirkliche Poesie den Ausspruch fand: „Daß alles innerlich Erlebtes sein müsse, und daß dieses Erlebte einen müsse gefördert haben“, gab mir Burckhardt zu, die letztere Forderung sei unbillig, weil man in der Regel erst viel später, oft erst am Ende des Lebens, und vielleicht dann noch nicht, beurteilen könne, was einen wirklich gefördert habe.

„Sie bleiben also bei der Theologie?“ — fragte er mich, als ich ihn, nach meinem sechsten Semester von Berlin heimkehrend, im März 1869 besuchte. „Ich hätte gedacht, Sie würden's machen wie ich seinerzeit und würden sonst was ergreifen.“ Und als ich ihm sagte, ich würde mich vielleicht, nach Absolvierung des Kandidatenexamens, speziell der Kirchengeschichte zuwenden, war er sehr damit einverstanden: „Ja, werfen Sie sich darauf! Das ist ein sehr schönes Feld, wo noch viel zu bearbeiten ist. Denn alle, — Hase nehme ich aus, seine Kirchengeschichte, sowie seinen

heiligen Franz und seine Katharina von Siena, — alle sind pedantische Gelehrte und ungenießbar in ihrem Stil. Sie häufen Zitate und Schutt zusammen und haben nichts Elegantes in ihrer Darstellung. Darin könnten ihnen die Franzosen Muster sein. Schon Hagenbach hat das verbessert, doch freilich ist seine Kirchengeschichte sehr populär gehalten, was nicht zu sein brauchte. Aber man hätte doch von ihm lernen sollen, wie eine Kirchengeschichte will behandelt sein. Oft kann man ja nur Sachliches, Trockenes geben, z. B. in der Missionsgeschichte; aber man soll es so elegant als möglich geben, das ist man dem Publikum schuldig. Vor allem ist freilich nötig, daß man in der Dogmengeschichte recht beschlagen sei. Doch kann eine Kirchengeschichte richtig geschrieben werden nur vom Standpunkt der Welt aus; sonst sieht man die Kirche nicht als ein Objektives vor sich und kann ihre Geschichte auch nicht richtig objektiv beurteilen und darstellen. Eine Kirchengeschichte soll so gegeben werden, daß man aus ihr nicht ersieht, ob ihr Autor eine Praedestinatio simplex oder duplex glaubt. So wäre z. B. sehr interessant, die Zeit des Augustinus zu behandeln, mit Zuziehung aller und jeder Profangeschichte jener Zeitläufte, und zu zeigen, wie viel an der Sache eigentlich ist. Zum Teil sagt es Augustin selbst in seinen Konfessionen. O, da wäre noch vieles zu leisten; „Kirchengeschichte eines Weltkinds!“ Aber man müßte etwas schreiben bloß in einem Bande, elegant, und allen Schutt nur in Zitaten unten anfügen.“

Auf meine Bedenken, ob mein Gedächtnis mich speziell zum Geschichtsstudium befähige, erwiderte er tröstend: „Was Sie vergessen, ist gewiß nur der Schutt; die geistigen Phasen der Geschichte behalten sie sicherlich. Das ist die Hauptsache; das andere läßt sich machen. Da schreiben Sie sich in ein Büchlein, vielleicht alphabetisch geordnet, was Sie wissen wollen, und darüber: „Das ist mein Schutt“. Denn es gibt immer nur gewisse Dinge, die man in dieser Weise stets zu wissen wünscht; die muß man sich so einlernen.“

Jedenfalls halten Sie sich recht ans Latein und Griechisch; machen Sie also ihren „Kandidat“, und lernen Sie bis dahin Ihr „Katal“ oder „Mizrajim“, und dann gehörig ans Latein und Griechisch! Und vielleicht machen Sie nachher noch den Dr. phil.“

Was er über den „Schutt“ und die „geistigen Phasen“ gesagt, bezog Burckhardt nicht bloß auf die Behandlung der Kirchengeschichte, sondern der Geschichte überhaupt. Er wiederholte derartige Aeußerungen gern und oft. Ungefähr ein Jahr nach der eben erwähnten sprach er einmal, als ich bei ihm eintrat: „Wissen Sie, welchen alten Heiden ich jetzt zum erstenmal ganz durchlese, mit genauen Excerpten? — Herodot! Da gib'ts viel Amüsantes; da gib'ts vieles, was für jene Zeiten durchaus charakteristisch ist, und vieles, was der menschlichen Natur überhaupt eignete und ewig eignet. Ich habe jetzt genug Facta gesammelt, habe jetzt lange genug an diesem Schubkarren gezogen. Jetzt suche ich nach geistigen Fakten, die mich etwas nützen. Die Geschichtsforscher, welche nur äußere Thatsachen sammeln, sind gleich Leuten, welche einen Berg abgraben wollen. Sie fangen an, graben ein tiefes Loch hinein, das aber im Vergleich zum Berg nichts ist. Inzwischen kommt der Tod; und was lassen sie uns? — Den Schutt, der vor dem Loche liegt, das sie gegraben.“

Und als wir wieder auf Augustin zu sprechen kamen, dessen Confessionen ich las, sagte er: „Ja, da haben Sie den Augustin und seine ganze Zeit. Erinnern Sie sich der Stelle vom Birnbaum zu Tagaste (— dessen Plünderung sich Augustin als schwere Sünde anrechnete, und worin er einen Beweis sah für die angeborene Freude am Bösen —)? Damit schließt das Altertum ab. Diese pedantische Verdammung des kindlichen Mutwillens ist der Abschluß des Altertums. Was ist denn der Mutwille anderes bei talentvollen Kindern, als das Sichregen der Luft, etwas zu schaffen, selber etwas zu vollbringen? Das ist der Charakter des

Alttertums, daß jeder etwas schaffen, etwas bedeuten, etwas sein will. Das ganze Alttertum ist beinahe ein solcher jugendlicher Mutwille, ein solches Drängen nach eigener Leistung. Wenn man das verdammt, dann geht's die schiefe Halde hinab. Es ist schade, daß uns aus jener verkommenen Zeit nicht noch mehr Werke erhalten sind, die uns ermöglichen, sie noch besser kennen zu lernen. Aber jene Menschen waren nichts mehr nütze; es war Zeit, daß der Teufel sie holte. Ich frage Sie, was kann für Einen, der Augustins Weltanschauung hat, die Welt überhaupt noch für eine Bedeutung haben? Er kann nichts mehr wünschen, als daß sie so bald als möglich aufhöre. Dieser Gipfel des Humors findet sich denn auch bei L u t h e r, der von Haus aus eine so tatkräftige Natur war, recht zum Wirken in der Welt geschaffen. Wenn man ihm prophezeite, in dreißig Jahren werde es so und so aussehen, da konnte er unwillig herausfahren: „Ach was! Solange steht die Welt nicht mehr!“ — Sie steht aber noch und hat noch nicht Lust, unterzugehen. Was aber Augustin betrifft, so war er oft niederträchtig. Man braucht nur seine Schrift „De civitate Dei“ lesen zu müssen; wie er da die Vandalen und Gothen eigentlich jubelnd herbeiwünscht. Ein so schlechter Bürger darf man aber in keinem Falle sein. Aber so war er. Ich will Ihnen etwas sagen, was ich auf dem Ratheder nicht sagen möchte: Menschen, die man nicht ändern kann, muß man sich begnügen zu studieren. Wir Historiker können überhaupt nur konstatieren. Darum bin ich nicht Theologe geworden, weil die nicht nur konstatieren dürfen.“ Meinen Einwurf, Augustins Pedanterie sei philosophische Konsequenzmacherei, wollte Burdhardt nicht annehmen: Augustin sei nicht Philosoph; dazu sei er viel zu wenig frei. Er sage nur, was Paulus im Römerbrief, und übertreibe es noch. Die Erwartung der nahen Parusie habe eben auf vieles in falscher Weise eingewirkt . . . „Es gibt eigentlich nichts, was bleibt. Auf jeder Altersstufe denken wir anders; je nach den Umständen, Gesundheitszustand usw.“

genießen wir anders. Nichts bleibt." Und als ich entgegnete: Eines bleibe doch wohl immer, die unwillkürliche Ehrfurcht vor der wirklichen Selbstverleugnung, wollte er auch das nicht unwidersprochen lassen: „Selbstverleugnung ist nur dann ehrwürdig, wenn sie zum Nutzen anderer gereicht. Ist sie aber bloß ein Sichzurückziehen vom Wirken in der Welt und vom Leben in einer Welt, welche durch Pestilenz, Krieg u. dgl. verderbt und einem verleidet ist, so daß sie eigentlich keinen Genuß mehr bietet, so ist sie, wie das Mönchstum, durchaus nicht ehrwürdig; im Gegenteil!" Ein andermal konnte er beifügen: „Mit dem Sichzurückziehen ist überdies nichts getan. Es ist sogar unmöglich; denn die Wogen des öffentlichen Lebens schwellen bis an die Existenz des Einzelnen heran und beeinflussen dieselbe, teils unmittelbar, indem seine eigene persönliche Stellung angefochten wird; teils mittelbar, indem diejenigen, die wir lieben, in den Strudel der allgemeinen Bewegung hineingezogen werden.“

So konnte Burckhardt selber sich gelegentlich sehr pessimistisch äußern, und dann doch wieder Abneigung empfinden gegen konsequent pessimistische Naturen. Und ähnliche Widersprüche, je nach seiner momentanen Gesamtstimmung, traten zutage auch in seiner Kritik und in seinen Ratschlägen, so daß, wer gern auf ihn hören wollte, nicht selten in peinliche Unsicherheit geriet und darunter litt.

Hätte er mich einmal gerne bewogen, mich der Geschichte zuzuwenden, so riet er mir ein andermal wieder ebenso energisch ab von einer akademischen Laufbahn: „Sie werden sich dabei glücklicher fühlen. Die eigentliche Erudition ist Ihre Sache nicht, so wie ich Sie kenne; dagegen die Erkenntnis. Wahren Sie sich die Empfänglichkeit für das Geistige aller Zeiten, und halten Sie sich stets in Rapport mit dem Griechischen und Lateinischen. Ein Seelsorger und Landpfarrer kann oft viel glücklicher sein, als ein akademischer Dozent. Jener hat ein bestimmtes Feld vor sich und kann

sein Wirken eher überblicken, wird auch eher anerkannt. Bei der akademischen Laufbahn tritt dagegen sogleich die Konkurrenz ein, was einen unter Umständen gar nicht angenehm berührt. Ein Landpfarrer, der wie Mörike den „Turmhahn“ schreiben kann, muß ein glücklicher Mensch sein.“ — Er riet dann wohl zu weiterer Pflege der Dichtung, zu literarischen Studien, zur Beteiligung an populären Vorträgen. „Das wäre etwas für Sie aus der jüngeren Generation. Ich hätte gedacht, Sie gerade würden uns nach ihrem „Candidatus“ nun in dergleichen helfen.“ Und als ich an das erinnerte, was er in seiner letzten Vorlesung über den Dilettantismus gesprochen, sagte er: „So? Ich dachte doch, es werde einen oder den andern freuen. . . Ich will Ihnen etwas gestehen; aber verraten Sie mich nicht! Ich liebe das Wissenschaftliche; aber nicht das Streng-Wissenschaftliche! Aber verraten Sie mich nicht! Sehen Sie, man wird ruhig, sobald man sein tägliches Pensum zu lösen hat, ohne Examina und dergleichen vor sich zu haben. . . Die Aufgabe unseres Daseins ist, möglichst allseitig zu werden. Allseitig sein heißt aber nicht vieles wissen, sondern vieles lieben.“

Spaß machte ihm ein Ausspruch von Prof. J. L. Beck, den einer von uns ihm aus Tübingen mitgebracht. Da rief er entzückt aus: „Voyons! sagen Sie mir das nochmals; das ist gar zu schön!“ und er sprach es Wort für Wort nach, um sich's einzuprägen: „Seitdem man angefangen hat, aus den falschen Meinungen großer Männer eine Wissenschaft zu machen, ist das Leben zu kurz geworden.“ — Die Kürze des Lebens entlockte ihm übrigens hie und da einen Seufzer: „Sie haben's gut; Sie haben noch Vieles vor sich; Sie sind wahrhaftig volle dreißig Jahre jünger als ich. Jesses, Jesses, volle dreißig Jahre!“

Seine pessimistische Grundstimmung und Weltanschauung führte er gerne zurück auf ein frühes Erlebnis: es wurde ihm einst ein Fisch gezeigt, an dessen Riemen sich ein Schmarozhertier festgesetzt hatte, gegen das jener sich

also gar nicht wehren konnte. Das habe ihm tiefen Eindruck gemacht: „Die Erde ist ein Jammertal; alles Tun und Treiben der Animantia lauter Angst und Kampf ums Dasein. Ueber Zwecke hievon wissen und erfahren wir nichts. Oder was wissen die Theologen denn eigentlich? — Wir müssen einfach immer auf andere wirken, einen guten Eindruck auf sie machen wollen. Das ist das Einzige, was uns möglich ist.“ Oder: „Mit der Teleologie bei der Weltbetrachtung kommen sie nicht aus. Da will ich mir noch lieber die christliche Lehre vom Jammertal gefallen lassen. — Es gibt keine angeborenen Ideen; nur angeborene Bedürfnisse. Doch ist das wohl zu unterscheiden. Ein angeborenes Gottesbewußtsein gibt es nicht; nur ein angeborenes Abhängigkeitsbedürfnis.“

Bestärkt wurde er in seiner pessimistischen Weltanschauung durch die geschichtlichen Vorgänge in Staat und Kirche, auswärts und im Vaterland. Es war ihm durchaus antipathisch, daß das öffentliche Leben, die Achtung vor Regierung und Verfassung, leichtfertig untergraben werde. Wenn man einige Einzelne, die einem nicht behagen, loswerden wolle, so greife man die Verfassung an, um die wenigen Mißbeliebigen auf diesem gleichsam legalen Wege fortzuräumen. „Es ist wirklich schrecklich und trostlos, wenn einige Broschüren eines „Lausbuben“ gelegentlich ein ganzes Volk aufbringen und leiten können.“ Auch auf kirchlichem Gebiet greift man mit unrechten Mitteln an, und sucht wieder eine falsche Orthodogie Unmögliches zu halten. So z. B. in Preußen, wo man festlegen will, was eigentlich kein Gebildeter mehr annehmen kann. Man arbeitet gegen die eigene Natur; und da kann es nicht anders sein, als daß es einmal einen großen Krach gibt. Was aber die Bewegungen in unsrer Schweiz angeht, so fürchte ich, es möchte einst über sie kommen, was sie nicht erwarten, die Gewalt. Das hätte ihnen unsereiner gleich sagen können. Aber die Herren wollen nicht hören. Es kommt aber doch!“

Während des deutsch-französischen Krieges war er oft tief deprimiert. Besonders als im Mai 1871 das Gerücht ging, der Louvre mit seinen vielen reichen Kunstschatzen sei niedergebrannt, konnte er kaum und nur unter Tränen hervorbringen: „Es ist ein Stück von mir zugrunde gegangen mit dem Louvre. Man stirbt allmählich, man stirbt stückweise. Es ist gut, daß man sich's oft wieder sage und zu Herzen nehme: Bestelle dein Haus, denn du mußt sterben! — Solche Ereignisse zeigen wiederholentlich, auf welchem unterhöhltem Boden wir stehen. Die Gründe aber liegen tiefer, als man meint: sie hängen zusammen mit dem Freiheitschwandel, mit den Rousseau'schen Ideen von der angeborenen Güte des Menschen. Das Christentum hat zwar seine Lehre von der Verderbtheit des Menschenherzens mit allerlei Beiwerk unschmackhaft gemacht, aber es beruht allerdings auf einem viel tieferen Einblick in die menschliche Natur.“ — „Kommen Sie“, fügte er dann bei, „kommen Sie bald wieder. Wir wollen dann viel miteinander reden. Wissen Sie, ich habe nicht mehr viele, mit denen ich über dergleichen reden kann. Entweder sehen sie die Dinge von einem bestimmten politischen Standpunkt aus an und beurteilen sie nach ihrem Einfluß auf die Politik, oder sie werden bestimmt durch andere persönliche Interessen.“

Die Zukunft Deutschlands sah er düster vor sich. Er konnte sagen: „Die Hohenzollern graben sich ihr Grab. Die ungeheure Bewegung, die sie aufgeregt haben, wird über ihren Leib hinweggehen. Ich erlebe es nicht mehr; aber Sie. Sie untergraben das Fürstentum überhaupt. Denn wenn die Fürsten selbst das Fürstentum nicht mehr respektieren, wer soll es denn überhaupt noch achten? — Wenn die Hohenzollern 1866 Fürsten absetzten, bei denen man so und so oftmals zu Mittag gegessen hatte, wer soll dann noch Fürstentümer achten? — Die noble Behandlung Napoleons auf Wilhelmshöhe ist nach meiner Ansicht der Ausdruck der Reue darüber; aber zu spät!“

Wie Burckhardt für das staatliche und öffentliche Leben überhaupt von der Zukunft nichts Gutes und Erfreuliches erwartete, so auch für das kirchliche nicht, vor allem nicht für den Protestantismus, in Folge der damals mit Erbitterung einsetzenden „Richtungskämpfe“. Man hatte ihn aufgefordert, sich dem sogenannten „Reformverein“ anzuschließen. Er lehnte es ab. „Ich hab's den Herren gesagt, ich könne durchaus nicht mit ihnen übereinstimmen. Sie wollen ja nicht eine offene, redliche Trennung von Kirche und Staat, sondern nur eine andere Form von Staatskirche! Ihr ganzes Tun ist so unpolitisch als möglich. Sie haben den Gegnern nur in die Hände gearbeitet; denn auf Seiten der letzteren zeigte sich die größere Opferfähigkeit und Opferwilligkeit, so daß jene Opposition diesen in die Hände arbeitet. Ich bin kein Kirchgänger, gebe mich mit diesen Dingen überhaupt nicht ab. Aber unser Zeitalter ist für solche Reformbestrebungen noch viel zu religiös. Das hängt zusammen mit der Familie u. a. m. Ich wüßte einen hübschen Predigttext aus dem zweiten Psalm: Warum toben die Heiden?“

Alles Gewalttätige war ihm zuwider. „Es gibt Leute, die eben etwas bedeuten wollen, eine unüberwindliche Lust haben zum Parvenieren, und dabei alles andere mit den Ellenbogen beiseite schieben. Man will jetzt nicht etwas sein, um etwas zu bedeuten, sondern etwas bedeuten, bloß weil man ist.“ Er warf den kirchlichen Neuerern hauptsächlich eine gewisse Mloyalität vor, wonach sie beanspruchten, die Kirche ersetzen zu können, wozu sie niemals das Zeug hätten. Er konnte etwa sagen: „Ich bin gewiß so ungläubig, als der Herr Pfarrer X.; aber ich bin doch wenigstens loyal!“ Mir riet er etwa: „Man halte sich ans Neue Testament, welches immer die beste vorhandene Lösung des Daseinsrätsels gibt; man nehme daraus, was man brauchen und bei sich selbst verantworten kann, und kümmerge sich nicht um rechts und links! Sie können Ihrer Lebtag nie in

eine falsche Position kommen. Nur vermeide man den verdammten Optimismus, diese einzige Waffe des Fortschrittes! Uns Leiden der Menschheit halten Sie sich!" — Noch im April 1897, als ich ihn recht leidend und zerfallen fand, brach er in den grimmigen Ruf aus: „Ja, dieser Fortschritt! Das Unerträglichste macht er den Menschen annehmbar. Wenn ich den einmal abends an einem Hag hätte!" — „Der Optimismus ist unheilbar“, war eine seiner beliebtesten Bemerkungen.

Zuweilen siegte, wo er etwas auszusprechen hatte, über den Ingrimm ein köstlicher Humor. Ende Oktober 1869 erzählte er mir, er sei vier Wochen in Frankreich gewesen, habe lange Zeit täglich vier Stunden im Louvre zugebracht, einige Zeit auch in Orléans. Dort hätte er so gerne in der Loire gebadet; aber es war verboten. Der Badewirt sagte, nur sechs Wochen im Jahr dürfe überhaupt in der Loire gebadet werden. Wer vorher oder nachher dennoch baden wollte, ziehe sich einen schlimmen Ausschlag zu. „Uberglauben natürlich! Aber gegen den Aberglauben zu predigen hilft nichts! Nun, Ihnen will ich's nicht verwehren. Bei Ihnen, als Pfarrer, gehört es einst zum Beruf; da müssen Sie's tun. Ich aber habe mich von dieser Wahrheit besonders 1846 in Rom überzeugt, als mir meine alte Wirtin, die böse, stets von mehreren Hunden begleitete Lisabetta, den Papst Gregor zeigte, der sich eben vorbeitragen ließ, und mir sagte: „Vedete, vedete, Ser Giacomo, nessuno esce di casa, per veder il Santo Padre; nessuno gli dice: La Vostra benedizione, Santo Padre! Dateci la Vostra benedizione! È perchè ha mischiato veneno al popolo nel 37, che venne il colera.“ Und als ich ihr das dumme Zeug (daß der Papst dem Volke die Brunnen vergiftet habe, woraus die Cholera entstanden) ausreden wollte, rief sie ihrem Manne Luigi, der unter dem Schuhwerk litt, das man Pantoffel nennt, und schrie: „Gigi, Gigi! Ser Giacomo non vuol credere, che il Papa ha dato al popolo veneno da bere. Ei ci

vuol dire ciò che si passò al 37!“ — Und sie lachten, und der Blamierte bei der ganzen Affäre war ich!“

In seinen elegischen Stimmungen geriet Burdhardt gern in den Ton düsterer Weissagung. Er wußte zwar als Historiker zur Genüge, daß sehr oft das Unerwartete und Ungerahnte eintritt, und warnte deshalb immer wieder vor allem Prophezeien. Aber er selber prophezeite trotzdem fröhlich drauflos, und dann meistens unrichtig. Was er z. B. von dem baldigen Aufhören von Richard Wagners musikalischem Einfluß weisagte, ist nicht eingetroffen. Eben-
sowenig was er von Bismarcks Politik erwartete zum Schaden Deutschlands u. a. m. Und wenn er einst, nach dem Wahlsieg einer radikalen Größe auf kantonalem Gebiet, sich tröstete: „Die strengen Herrscher sind's, die kurz regieren“, so hat sich auch diese Hoffnung nicht erfüllt.

Ich hatte etwa den Eindruck, auf Jakob Burdhardt selber passe eigentlich, was er in einem prächtigen Vortrag über Homer von den Griechen sagte: „Bei diesen ist die Reflexion pessimistisch, das Temperament optimistisch. In der Kunst ward dadurch ein abgeschmackter, übel angebrachter Jubel, der ihr auch nicht wohl ansteht, vermieden. Die griechische Religion ist minim, nur die *μοῖρα*. Auf die Moralität übt sie eigentlich keinen sonderlichen Einfluß aus; die griechische Moralität geht so mitten durch die gemäßigten Leidenschaften hindurch und hielt noch erstaunlich lange. Sie beruhte sozusagen nur in *σωφροσύνη*, in einem Zug der Mäßigung.“

Was Jak. Burdhardt, trotz vorherrschend pessimistischer Reflexion, bei guter Laune hielt, war auch wohl vor allem sein Temperament, ein angeborener guter Humor. Dann aber die gewissenhafte fleißige Arbeit, die Berufstätigkeit, an die er selber die höchsten Ansprüche stellte. Er hätte wohl auch von sich sagen können, was seinerzeit Bismarck gegen Moltke äußerte, nach dem Abscheiden Kaiser Wilhelms I.: „Des Dienstes immer gleichgestellte Uhr hält uns im Gange.“

Seine stete Beschäftigung mit dem Schönen und Hohen, wie es in Werken der Kunst und in ethisch reinen Persönlichkeiten der Geschichte erquickende Tatsache wird, erhob seine Seele immer wieder in eine „höhere Welt“, welche für ihn mehr war als bloß stilistische Redewendung. Der Besuch des Theaters, wo er im Stehparkett öfters wenigstens auf einige Zeit erschien, besonders gern in seinen geliebten Opern von Gluck, Mozart u. a.; eigenes nächtliches Klavierspiel und Gesang in seinem stillen Junggesellenheim; wöchentliche, oft ausgiebige Spaziergänge in der freundlichen, malerisch schönen Umgebung unserer RheinStadt, mit Einkehr in ländlichem Wirtshaus bei einem „guten Tropfen“; Verkehr mit jugendlichen Freunden, deren idealistische Lebensauffassung noch echt war, nicht durch praktische oder politische Ambitionen verfälscht: Das alles mochte für ihn ein Gegengewicht bilden gegen die pessimistischen Anwandlungen seines Geistes. So erklärt es sich wohl, daß er auf brieflichen und persönlichen Umgang mit einer zahlreichen Schar jüngerer Leute aus den verschiedensten Studien- und Berufskreisen viele Stunden seiner kostbaren Zeit verwendete und mit unermüdlicher Geduld und Treue, anhörend und ratend, auf alle ihre hundert Fragen und Bedürfnisse einging. Die nach und nach kundwerdenden Erinnerungen an ihn und Briefwechsel mit ihm müssen ein wachsendes Staunen erregen über den Reichtum seines Geistes, wie seines gütigen und treuen Gemütes. Es war ihm daran gelegen, nach seinem eigenen Ausdruck und poetischen Geständnis (in seinen „Ferien“, 1849): „Daß ein Geist, der nach der Schönheit pilgert, den treuen Gefährten finde.“

Einzelne Beispiele der reizenden Art seines gewinnenden Umganges mögen von diesem eher eine Vorstellung geben, als alles Reden darüber.

Ein Fest war es jeweils für uns Zofinger, wenn es uns gelang, Jak. Burckhardt von seinem Stammtisch im „Löwenfels“ an der Steinenvorstadt in unser dortiges

Vereinslokal im ersten Stockwerk auf ein halbes Stündchen hinaufzubitte. So am 22. Dezember 1870, nach einem seiner öffentlichen Vorträge über Alexander den Großen. Da wünschte er uns, angesichts der Zeitereignisse, daß wir tüchtig lernen sollten, bald unsere vorbereitenden Studien abschließen, eine gehörige Erkenntnis uns erwerben, daß wir ohne Sorgen sagen könnten: *Omnia mea mecum porto*. Im übrigen sollten wir uns keine bangen Gedanken machen, sondern unser Los der Zukunft anheimstellen und „den lieben Gott einen guten Mann sein lassen“, recht lernen, schnell „fertig werden“, weil ein bestimmtes tägliches Berufspensum am ehesten beruhige, und ja nicht glauben, daß der frühere sorglos-friedliche Rausch wiederkehre. — Dann konnte er fröhlich lachen über eine „Füchse-Produktion“ und daran einen köstlichen Exkurs schließen über den wahren Sinn des Unsinn. Es würde ganz lohnend sein, eine philosophische Preisaufgabe zu stellen über den „Sens“ des „Nonsens“: „*Quaeratur et exponatur nonsensus, quibus conditionibus oriatur, quibusque facultatibus sit ac constet, etc.*“ Wer weiß, wenn das recht gründlich erforscht würde, es wäre vielleicht der Welt aus dem Fundament geholfen.“

Zuweilen bestellte er mich auf eine spätere Abendstunde zur Besprechung eines Manuskriptes auf sein Zimmer, hie und da sogar zur Teilnahme an seinem höchst einfachen Nachtessen. Da war er der liebenswürdigste Wirt: „Trinken Sie, trinken Sie! Der Château Neuf du Pape tut keinem was zu Leide. Ein guter Schluck ist auch eine Gabe Gottes; wenn man nur nicht von einem sagen kann: Er trinkt!“ Und dann sprühten seine Geistesfunken nach allen Richtungen hin, über Zeitgenössisches und Geschichtliches und Literarisches.

„Hören Sie,“ sagte er ein andermal zu mir, „kommen Sie Samstag etwa um vier Uhr zu einem Spaziergang; aber bringen Sie Ihren schönen Hund mit!“ — Mein Kandidatengeramen lag hinter mir. Wir wanderten durch die Hardt-

waldung der Rheinfähre zu. Er liebte diese Landschaft besonders, die Durchblide zwischen den Baumstämmen auf das sonnige Gelände, die Biegung des Stromes, die waldigen Ufer und welligen Hügel, die runden Formen des Schwarzwaldes, die freundlichen Dörfer, die große Stille. Keine heroische Landschaft, aber eine malerisch entzückende, an seinen geliebten Claude Lorrain erinnernd, dem er in seinen „Ferien“ so schöne Verse gewidmet hat. Unterwegs sprach er viel über Calderon, Goethe, über die Rätsel des Daseins, über den bösen Optimismus. Einmal erfreute er mich durch die Bemerkung: „Das kommt daher, daß man nur ein Diesseits kennt!“

Wir saßen allein im Fährtenfahn. Mein großer Hund lag vor dem Professor und lauschte verwundert seiner Anrede: „O Hund, du hast wohl das beste Leben, das ein Hund haben kann! Nun mußt du aber auch deinerseits dein Möglichstes tun, dich dankbar zu erzeigen! Merke dir darum die sittlichen Grundsätze: *Neminem laedere; omnibus aequè bene velle; veritatem sequi!*“ usw. Auf dem Feldweg nach Wyhlen, unter prächtigen Nuzsbäumen, sagte er plötzlich: „Sehen Sie, das nenne ich den Kapuzinerweg; weil mir hier immer ist, als sollte ich einem Kapuziner begegnen, der Kindern Helglein austeile.“ Wahrscheinlich tauchte irgend eine Erinnerung an Italien bei ihm auf. Er kam denn auch zu reden auf Träume und Ahnungen. „Schopenhauer nennt die letzteren summarische Ueberreste von vergessenen Ahnungsträumen. Möglich!“ — Im „Ochsen“ zu Wyhlen, bei einem guten Roten und einem bescheidenen Imbiß, erzählte er manches von seinen Schwierigkeiten mit Verlegern, wegen seines Cicerone u. a. m. Nach dem Imbiß hoffte ich bereits, er werde, wie er's nicht selten that, die Guitarre von der Wand nehmen und singen. Leider traten Gäste ein und vertrieben uns wider ihren Willen.

Auf dem abendlichen Heimweg war er unerschöpflich im Ausstreuen guter und reicher Gedanken. „Ans Leiden

der Menschheit halten Sie sich!" sagte er unter anderem. Da kamen auf der Landstraße ein älterer Mann und seine Tochter uns entgegen, die auf einem Handkarren einen leeren Sarg dem Dorfe zu fuhren. Burdhardt redete sie teilnehmend an. Dem Mann war seine Frau gestorben, eine frühere Dienerin im Elternhause Burdhardts. Und nun lud der Professor den Alten freundlichst ein, sich gelegentlich bei ihm eine schwarze Hose abzuholen und anderes, was er für ihn bereitlegen werde.

Dem Rhein entlang wanderten wir stadtwärts. Aus dem Abendgold ragte die ewig schöne dunkle Silhouette des Münsters, und auf der Flut blühten die silbernen Lichter der Wellen und mahnten: „Unsere Jahre fahren dahin wie ein Strom.“

Meine Studienzeit war abgeschlossen; meine pfarramtliche Laufbahn führte mich vom Herbst 1871 bis 1886 nach auswärts; der bisherige persönliche Verkehr mit Jak. Burdhardt hörte auf. Bei jedem zeitweiligen Aufenthalt in Basel besuchte ich ihn womöglich. Sonst aber beschränkten sich unsere Beziehungen auf spärliche schriftliche Korrespondenz. Ich verdanke ihr einige Briefe Burdhardts, welche sich freilich nicht zur Mitteilung eignen, da sie wesentlich auf meine fortgesetzten dichterischen Versuche sich beschränkten. Einzelnes, was allgemeines Interesse bietet, mag immerhin hier wiedergegeben werden.

Basel, 21. April 1872.

Lieber Herr Pfarrer!

Dieser Tage besuchte mich Herr B., dem ich Grüße an Sie mitgab; ehe er zu Ihnen kommt, möge noch dieser Brief Sie erreichen, damit ich mich nicht gar zu sehr wegen Saumseligkeit entschuldigen müsse.

Den Calderon hätten Sie einfach behalten können; überhaupt brauche ich diesen ganzen Sommer über weder den Band Schlegel, noch die vier Bände Gries, und es bedarf nur einer Zeile von Ihnen, so sende ich alle fünf. Ich habe

ganz andere Sorgen, wie die Franzosen sagen: „J'ai d'autres chiens à fouetter“. Unglücklicherweise erwartet man von meinem neuen Kolleg mehr als ich werde leisten können, und mein ganzer Trost ist der: es wird auch anno 1872 einmal Ende September werden. Mit Ausnahme der allernotwendigsten Erholungsstunden sitze ich emsig am Umboß und sehe nur immer eins: wie unförmlich dilettantisch der ganze Kurs sich anläßt, während ich doch alle mögliche gelehrte Mühe darauf wende. — — — — —

Ueber Nietzsche's Vorträge (betr. das Studium an unseren Universitäten) wird Ihnen Herr B. das Genaueste mitteilen; den letzten, von welchem wir einige Lösung der so keck und groß aufgeworfenen Fragen und Klagen erwarten, ist er uns noch schuldig, hat sich aber einstweilen zur Erholung auf zehn Tage ins Waadtland begeben. Sie hätten die Sachen hören sollen! Es war stellenweise ganz entzückend, aber dann hörte man wieder eine tiefe Trauer heraus, und wie sich die *auditores humanissimi* die Sache eigentlich tröstlich zurechte legen sollen, sehe ich noch nicht. Eins hatte man sicher: den Menschen von hoher Anlage, der alles aus erster Hand hat und weitergibt.

Was Sie von der Uebergangsperiode sagen, empfinden alle Denkenden, und nach allen Richtungen. Auf etwas Spezielles will ich Sie aber hinweisen: auf die Mühe und Klemme, in welche das Geistige überhaupt binnen weniger Jahre geraten wird durch das in heftiger Progression zunehmende materielle Treiben, durch die allgemeine irdische Veränderung, welche mit der bevorstehenden Verteuerung des Lebens auf das 1½fache eintreten muß, durch die Reihe von Kriegen, an deren Anfang wir stehen usw. Es ist schon jetzt an dem, daß Intelligenzen von Rang, welche noch vor zehn Jahren dem gelehrten, dem geistlichen, dem Beamtenstande usw. zugefallen wären, sichtbarlich zur Partei der *Gesäfte* übergegangen sind. Wie und bis zu welchem Grade den größten Universitäten, wenn

sie Lücken ersetzen sollen, jetzt schon das Holz fehlt (nämlich die genugsam geachteten jungen Gelehrten, die nicht in irgend einer Spezialforschung sich blind und taub gelesen haben), davon habe ich ganz unglaubliche Beständnisse von eingeweihter Seite gehört.

Wenn ich nicht irre, so habe ich Ihnen schon während des letzten Krieges meine Grundansicht mitgeteilt: das Neue, Große, Befreiende muß kommen aus dem deutschen Geist, und zwar im Gegensatz zu Macht, Reichthum und Geschäften; es wird seine Märtyrer haben müssen; seiner Natur nach muß es ein Etwas sein, das bei allen politischen, ökonomischen und andern Katastrophen über dem Wasser schwimmt. Aber was? Da überfragen Sie mich. Es könnte sein, daß auch wir es verkennten, wenn es in die Welt tritt.

Einstweilen wollen wir fleißig aufhorchen und für uns lernen und lernen was das Zeug hält.

Kommen Sie bald wieder uns zu besuchen.

Sie werden herzlich erfreuen

Ihren getreu ergebenen

J. Burckhardt.

Burckhardts letzter Brief an mich, nachdem ich ihm zu seinem 50jährigen Dozenten-Jubiläum am 19. Mai 1893 geschrieben hatte, lautet:

Basel, Pfingstmontag 1893.

Hochverehrter Herr Antistes!

In diesen Tagen sind mir manche Beweise unerwarteter Anhänglichkeit von Schülern und Zuhörern verschiedener Generationen zuteil geworden; Ihre Zeilen aber haben mich ganz besonders gefreut und ergriffen. Zwar muß ich mir sagen, daß Sie meine Tätigkeit mehr so beschreiben, wie sie hätte sein sollen und wollen, als wie sie wirklich war; aber Sie gedenken ja so freundlich auch des persönlichen Verkehrs, der uns etwa gegönnt gewesen ist, und nun erinnere ich mich wieder einiger jener wahrhaft guten Abende, da wir zu-

sammen waren. Jetzt, da alles vorüber ist, empfinde ich überhaupt, daß ich manchen Schülern auch außerhalb des Hörsaales noch etwas hätte sein sollen; aber es war von jeher schwer zu machen, wie Sie wohl ahnen können. Und so ist nun das Leben vorbei gegangen, bis mir auf einmal die Beschwerden sagen ließen, daß ich ins hohe Alter eingetreten sei.

Herzlichen Dank für Ihre Güte und Freundschaft
von Ihrem getreu ergebenen

J. Burckhardt
Prof. emer.

Es mag wohl im Jahre 1895 gewesen sein, daß ich bei einem kurzen Besuche ihm eine kleine Freude zu bereiten meinte, indem ich ihm die kürzlich erschienenen Gedichte der *Uda Negri* zur Lektüre brachte. Ich wußte, daß er besonders gerne Italienisches las. Hatte er mich doch einst hingewiesen auf *Giacomo Leopardi*. Schön und formvollendet waren diese Gedichte «Fatalità» der *Negri*, und reichlich pessimistisch ebenfalls. Doch auch von revolutionär-sozialistischer Stimmung. Da nahm Burckhardt das Büchlein zur Hand, durchblättert einige Seiten, und sprach: „Nehmen Sie es lieber wieder mit! Ich mag dergleichen nicht mehr lesen in der kurzen Zeit, die mir noch übrig bleibt!“

Am 26. April 1897 fand ich ihn abgemagert und verfallen. Er klagte über verschleiertes Bewußtsein und Dummsein; da gehöre man aus der Welt. Immerhin sei er ohne Schmerzen und ohne arge Bangigkeiten. Als ich mich verabschiedete, sagte er ernst und weich: „Denken Sie auch sonst an mich! Sie wissen, wie ich's meine. — Nur nicht davon reden! Aber — ich bin nicht ohne Hoffnung.“ Ich erinnerte ihn an jenes Wort, das mir einst in der *Hardt* aus seinem Munde auffällig gewesen und unvergeßlich geblieben war: „Das kommt davon, wenn man nur ein Diesseits kennt!“ Er erwiderte: „Das jedenfalls darf ich sagen, und das werden Sie mir bezeugen können, daß ich nie frivol gewesen bin in

meinen Aeußerungen. Zwar das habe ich nicht anzunehmen vermocht, daß Christus sagt: Niemand kommt zum Vater, denn durch mich. Eine solche ausschließliche Hingebung an ihn hatte ich nicht; das erfordert so viel! — Es ist freilich eine Unmaßung fast von uns Menschen, eine Unvergänglichlichkeit zu begehren. Aber es ist doch so in unsere Natur gelegt. Ich glaube an eine Unvergänglichkeit; obgleich ich wohl spüre, Ansprüche gibt es hier nicht, gar keine; aber Erbarmen gibt es vielleicht, auch für mich. Die Anforderungen an uns Menschen sind sonst zu groß; die gewaltigen Naturströmungen, in die wir hineingestellt sind, zu stark, oder wir zu schwach, — wie man will. Und doch — Unvergänglichkeit! obgleich sie uns im Anfang vielleicht schwer werden mag Kurz, denken Sie an mich!"

Am 17. Mai 1897 fühlte er sich bedeutend erleichtert und frischer. Als ich bei ihm eintrat, las er eben in einer alten italienischen „Storia degli Scultori e Pittori“. „Die Raze läßt das Mauseln nicht.“ — Die schöne Sterbensbereitschaft seines Schwagers Deri beschäftigte ihn, und er kam wieder auf „die letzten Dinge“ zu sprechen: „Ich habe die Ewigkeit nie aus den Augen verloren. Aber die im Neuen Testament geforderte Askese ist für unser Natur-, bezw. Kulturleben zu streng, — zu viel verlangt.“ Uebermals wandte er seine Gedanken der Unvergänglichkeit zu. Als einen Beweis dafür ließ er auch den bekannten Goethe'schen, der aus unserer Tätigkeit bis ans Ende eine Verpflichtung der Natur fordert, uns eine Fortsetzung der Tätigkeit nach dem Leibestode zu ermöglichen, nicht gelten; denn — „erstens ist man nicht tätig bis ans Ende; und zweitens — quo jure dürfte man verlängerte Tätigkeit beanspruchen?“ — Dagegen stimmte Burckhardt eher dem Gedanken zu, daß Gottes Wesen verlange, sein Werk dürfe nicht im Nichts enden. Aber für uns bleibe alles Wie unvorstellbar.

Bei seiner schönen geistigen Frische jener Stunde wollte ich nicht veräußen, einmal die Ansicht dieses

Historikers zu erfahren über den Wert der Evangelien als Geschichtsquellen. Seine Antwort lautete: „Die vier Evangelien, Johannes inbegriffen, sind so echte und ehrliche Bestrebungen, Geschichte zu geben, als nur möglich; quasi vier Bureaux am Wohnort von vier Aposteln, wo man alles zu erfahren und aufzuzeichnen sich bemühte. — Auch Paulus ist evident echt, ob aber ein Glück für das Christentum? Er ist viel zu schwer und verlangt viel zu viel Studium.“

Wieder hat er, als ich ihn verließ: „Denken Sie an mich!“ Und, fast ängstlich gegenüber einer Metempsychose (Seelenwanderung), die ihm etwa einmal als Möglichkeit erschienen war, sprach er aus vollem Herzen: „Nur nicht noch ein Erdenleben! Die geringste Wohnung im Vaterhause, und wäre es am äußersten Rande, ist doch ein Stück Unvergänglichkeit!“

Am 9. August 1897 rief mich ein Telegramm vom Vierwaldstättersee nach Basel zu seiner Beerdigung. Tags zuvor, an einem stillen Sonntag mitten in den Sommerferien, war er sanft verschieden. Dienstag, 10. August, abends 5 Uhr, durfte ich ihm den letzten Liebesdienst erweisen. Wie leicht und wie schwer es mir wurde, mag aus meinen Erinnerungen an den verehrten Lehrer und Freund wohl zu spüren sein.